

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 31

Artikel: Wildbachverheerungen am Thunersee
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wildbachverheerungen am Thunersee

Am 20. Juli, abends zwischen fünf und sechs Uhr, ist über den Thunersee ein heftiges Gewitter niedergegangen, das in Silterfingen, Oberhofen und Gunten gewaltigen Schaden an Kulturen und Häusern angerichtet hat. In jeder Ortschaft stauten sich bei den Brücken die aus den Nagelsluhgebieten herabgeschwemmten Geröllmassen und wiesen den schlammigen Wasserfluten neue Wege. Besonders schlimm hauste der Ryderbach in Oberhofen, da er bei der Harmoniumfabrik Keller ein neues Bett fraß und viel Land mit Steinen zudeckte. Auch der Guntenbach verließ seine solide Schale, riß die Straße tief auf und strömte durch das Strandbad hinunter. Wo vorher den ganzen Nachmittag fröhliches BADELEBEN geherrscht hatte, liegt nun in zerstörter Hoffstatt Grien, Sand und Schlamm. Ein Teil des Wassers ergoß sich in die Parterreräume und die Küche des Hotels „Hirschen“, wo das gelbbraune Element bald einen halben Meter über dem Kochherd stand und viele Vorräte vernichtete. Mit welcher ungeheurer Macht die entfesselten Bäche arbeiteten, zeigt sich an den zerstörten Mauern und den herumliegenden Felsblöcken, die mehr als einen halben Meter Durchmesser haben. Merligen, das am 16. Juli 1856 in ähnlicher Weise heimgesucht worden ist, blieb diesmal vom Justisbach verschont.

Der Flug ins Feuer

Ein Geschichtlein zur Bundesfeier.
Von Emil Hügli.

Der Sommer hatte einen prächtigen Anfang genommen. Es hatte im Tale Gras und Heu in Hülle und Fülle gegeben, und auch auf den Alpweiden hatte das herrliche „Wachswetter“ seine Wirkung getan. Die Bauern des Hochtales, die sonst nicht viel zu rühmen hatten, stellten angeichts des sommerlichen Erntereichtums nun doch das Klagen wieder für eine Weile ein; denn wenn man auch wirklich keinen leichten Stand hatte, so konnte man doch nicht jammern, da einem vor lauter Freude an den strotzenden Fluren und Matten und an den hochbeladenen duftenden Heufudern, die zur Tenne gefahren wurden, das Herz im Leibe lachte.

Und nun waren ja auch wieder die Sommergäste ins Hochtal hinauf gekommen und bevölkerten das schöne, große Gasthaus, das an der Tallehne am Waldesrand stand. „Die Saison wird recht“, hatte der Besitzer, Peter Jost, der von der Ortschaft selber stammte, gesagt, „es freut mich, nicht nur wegen mir, sondern auch wegen unsern Bauern, denen ich um so mehr von ihren Produkten abnehmen kann, je zahlreicher die Gäste bei mir eintreffen . . .“

Das war eine Botschaft, welche die Bauern gerne hörten, und bald zeigte es sich, daß der Peter Jost nicht nur Worte zu machen, sondern auch sein Wort zu halten verstand. Eier, Milch, Käse und Gemüse konnten in Menge aus dem Dorfe St. Anna ins Kurhaus geliefert werden, und schon schien es, daß der Tabak in den Pfeifen der Bauern aromatischer duftete als in gewöhnlichen Zeiten.

Nur auf einen vermochte die Sommerszeit, trotzdem sie sich in so guter Entwicklung befand, keinen besonders günstigen Eindruck zu machen. Das war der etwa achtunddreißigjährige Xaver Minsch, dessen Heimwesen sich am östlichen Dorfe befand, zunächst beim Kurhaus, so daß seine Matten an den Vorgarten desselben stießen. Er war sonst gewiß nicht zu den Mürrischen und Verdrießlichen zu zählen, wenn ihn auch meist ein stiller Ernst erfüllte. Allein nun zeigte er sich doch seit einiger Zeit recht niedergeschlagen, schaute mit finsterner Miene drein und redete manchmal, als ob ihm hier alles verleidet sei. Auch bemerkte er etwa, daß man ein wahrhafter Narr sein müsse, um immer hier in St. Anna zu bleiben . . . Es half nicht viel, daß man ihm sagte, er könne sich eigentlich nicht beklagen, da hätten andere im Dorf weit mehr Grund dazu. Er

hatte für solche Einwendungen gewöhnlich nur die Antwort übrig:

„Ach, was wißt ihr denn, was Glück ist — wer könnte das hier in St. Anna wohl wissen?!“

Sich selber nahm er dabei freilich stillschweigend aus. Denn er glaubte, es zu wissen. Er hatte das Bild des wahren Glückes schwarz auf weiß in der Tasche — und mehr als das: Auch den Ruf des Glückes.

„Komme doch, packe deine Siebensachen zusammen. Verkauf das Heimwesen mitamt dem Vieh, dann hast du genug, um bequeme hieher zu reisen und dich anzufiedeln. Und wenn du einmal hier bist, so wirst du bald merken, daß du von Tag zu Tag vorwärts kommst. Schaffen muß man auch hier, das ist wahr; aber dafür hat man auch alle Chancen, zu einem Vermögen zu kommen. In nächster Zeit, so auf Ende August, wird hier eine Farm frei, die auf Abzahlung gekauft werden kann. Entschließe dich also und lasse dich nicht etwa von deiner Frau oder deiner Tochter davon abhalten. — Schreibe mir sobald als möglich. Bis Mitte August sollte ich wissen, ob du kommen und ein Amerikaner werden willst“ — und dann war in dem Briefe weiter erzählt, wie sich alles machen und einrichten ließe.

Das war es, was den guten Xaver Minsch so sehr verwandelt und ihm die Freude an seinem Heimatdörfchen, an seinem Heimwesen und an seiner Arbeit beinahe ganz genommen hatte — diese Lockung des Glückes, jenseits des Weltmeers. Seit er diesen Brief gelesen hatte, war er im Innersten beunruhigt, denn er wußte wohl, es würde ihm doch nicht leicht fallen, auszuwandern. Und doch wollte er zugreifen. Hier lag sicher ein Glücksfall vor — ein Narr, der ihn nicht nutzte! . . . So sagte sich Xaver wohl hundertmal im Tag. Mit der Antwort nach Amerika ließ er sich indessen noch Zeit. Volle vier Wochen blieben ihm ja noch bis zum endgültigen Entscheid. In dieser Zeit aber hatte er in seinem Innern einen regelrechten Kampf durchzufechten, von dem niemand etwas ahnte; denn seiner Frau, der Barbara, und dem jungen Töchterchen, dem Bäckchen, wagte er von seinen Plänen und Hoffnungen nichts zu sagen. Das wollte er dann tun, wenn der Brief mit seiner Zusage auf der Post lag und an seinem Entschluß nichts mehr zu ändern war.

In Gedanken war für ihn die Sache ja so gut wie abgemacht. Er war entschlossen, zu gehen. Und doch wagte er es noch immer nicht, den entscheidenden Brief zu schreiben. Statt dessen stand Xaver oft, wenn er sich unbeachtet wußte, vor seinem Hause, wo der Brunnen rauschte und sich über dem Dache die grünen Nester einer alten Tanne ausbreiteten . . . Dann wollte ihn dünken, es sei jetzt, wo er bald von allem würde Abschied nehmen müssen, alles noch viel schöner geworden hier: das „Heimelki“, das Hochtal, die Matten, die Föhrenwälder und die Berge samt dem leuchtenden Schneegipfel, der in das Tal und auf den blauen See herabschaute. Und dann konnte es wohl geschehen, daß der Xaver Minsch im Gedanken an den Abschied von alledem mit dem rauhen Handrücken etwas Feuchtes aus den Augen wischen mußte.

Der Juli war zu Ende. Nun war es höchste Zeit geworden, den Brief nach Amerika zu schreiben. Wirklich saß Xaver am folgenden Tage um die Abendzeit allein in der Wohnstube, um — wenn auch schweren Herzens — dem Freunde „über dem großen Wasser“ seine Zusage zu geben.

Er hatte das Datum des 1. August hingeschrieben und setzte nun die Feder zur Anrede an, als die Glocken der Dorfkirche feierlich zu läuten begannen. Was gab es denn? Um diese Zeit erklang sonst das ganze Jahr hindurch die Kirchenglocke nie . . . Rasch legte er den Federhalter beiseite, erhob sich, begab sich ans Fenster und spähte hinaus — da bemerkte er drüben auf einer Anhöhe des jenseitigen Talhanges einen Glanzpunkt, der wie ein Stern herüber zündete: ein Feuer! Und wie er weiter um sich sah, wahrte er bald hier, bald dort in der Ferne solche leuchtende Punkte und Flammenmale . . .

Glockengeläute und Höhenfeuer! Nun wußte er, was das zu bedeuten hatte, und es stimmte alles genau mit dem Datum überein, das er eben auf den Briefbogen geschrieben: „Am 1.